

Generation Mix – der Versuch einer Annäherung

Jens Schneider

DAS ENDE DER INTEGRATION, WIE WIR SIE KENNEN

Seit Jahrzehnten wird in Deutschland über die »Integration von Ausländern«, von »Migranten« und – seit etwa zehn Jahren – von Menschen »mit Migrationshintergrund« gestritten. Dem zugrunde liegt bis heute die Idee einer relativ klar abgegrenzten »Aufnahmegesellschaft«, in die hinein die Integration der Neuankömmlinge – und ihrer Kinder und Enkel! – erfolgen soll und muss. Genauso lange wird beklagt, dass eben diese Integration nicht so recht zu gelingen scheint: Einzelnen Beispielen von »musterhaft Integrierten« stehen immer wieder Szenarien von »Integrationsverweigerung« (vgl. Toprak 2010) in »Parallelgesellschaften« gegenüber. Allerdings bleibt bis heute die ethnische Konnotierung von Personen »mit Migrationshintergrund« auch dann erhalten, wenn sie sich nach allen Regeln der Kunst »musterhaft integriert« haben: Personen, die das »Glück« haben, nicht schon aufgrund ihrer Hautfarbe »sichtbar anders« zu sein, könnten dem nur durch eine Namensänderung entkommen – es geht also eigentlich darum, dass »deutsch« nur sein kann, bei der/dem jeder Zweifel von »Andersheit« unsichtbar ist.

Hintergrund ist, dass der Eigendefinition »deutsch« immer noch *ethnische* Kriterien zugrunde liegen, also insbesondere die Ableitung der Zugehörigkeit aus der familiären Abstammung. Diese wird vielfach nur indirekt vorgenommen, weil vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte der Verweis auf etwas, das auch nur entfernt an »Ariernachweis« erinnern könnte, natürlich weitgehend tabu ist (vgl. Schneider 2001, 2003). Wenn also in direkten Eigendefinitionen an erster Stelle der Pass und die Geburt in Deutschland genannt werden, wie etwa in Interviews des Autors mit Diskurseliten in Berlin, so erscheint dies wie ein klares Bekenntnis zum erst seit wenigen Jahren im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht verankerten *ius solis*-Prinzip (Schneider 2001: 264ff.). Dass dieses aber nicht wirklich verstanden oder verinnerlicht ist, wird deutlich, wenn sich die Befragten vorstellen sollen, was sie wären, wenn sie im Ausland geboren wären,

oder wie sie das Heimatgefühl eines in Deutschland geborenen Ausländers einschätzen würden. In beiden Fällen überwiegt in den Antworten eindeutig das Element der familiären Abstammung: Sich vorzustellen, etwa im Falle einer Geburt in Frankreich selbst Französin oder Franzose zu sein, während die Eltern Deutsche sind, gelingt kaum jemandem. Auch mit Blick auf die hier geborenen Nachkommen aus Einwandererfamilien fällt es in der Regel schwer, der familiären Vorgeschichte hier *nicht* den Vorrang zu geben und die Personen allein aufgrund ihrer Geburt in Deutschland einfach und ohne Wenn und Aber als »Deutsche« zu sehen und zu bezeichnen. Genau das macht aber die »republikanischen« Definitionen von nationaler Zugehörigkeit in Einwanderungsländern wie Brasilien, den USA oder Australien aus (vgl. Schneider 2007).

Die heute beobachtbare Omnipräsenz des Begriffs »Migrationshintergrund« liegt auf dieser Linie. Natürlich sind die meisten der in der alltäglichen sozialen Interaktion als »nicht deutsch« konnotierten Personen keine Ausländer im rechtlichen Sinne und viele von ihnen auch keine Migrant*innen, weil sie keine eigene Migrationserfahrung haben.¹ Die Kategorie »Migrationshintergrund« erlaubt der Bevölkerungsstatistik eine suggeriert adäquatere Darstellung, z.B. der Bevölkerung einer Stadt – sie figuriert in städtischen Statistiken inzwischen ganz oben als eine wie selbstverständlich als relevant angenommene »Grundunterscheidung« und unabhängige Variable in Tabellen zu allen möglichen Fragen. Schon hier sind eigentlich einige Zweifel angebracht, weil sich erstens die Städtestatistik dieser Zahl über die Einwohnermeldedaten nur relativ grob annähern kann und sie zweitens über die gängigen Unterkategorien eine viel zu breite Varianz der Lebenswirklichkeiten umfasst.² Problematisch ist aber auch, dass sie den Transfer des alten »Deutsche-Ausländer-Kontinuums« (Forsythe 1989) in die heutige Zeit und ihre Anwendung auch auf die Enkel erlaubt, also die 3. Generation – *funktional* handelt es sich noch immer um das Festhalten an der Gleichsetzung von deutscher Nationalität mit »ethnisch deutsch«.³

1 | Allerdings haben die Fluchtbewegungen nach Deutschland zwischen 2014 und 2016 wiederum zu einer Verschiebung geführt: Unter Migration wird heute beinahe ausschließlich Flucht verstanden und die Flüchtlinge sind natürlich tatsächlich sowohl Migrant*innen als auch – in aller Regel – Ausländer*innen.

2 | Darunter neben erst kürzlich angekommenen Flüchtlingsfamilien auf der Suche nach Deutschkursen eben auch Personenkreise, die vermutlich keinerlei Form von »Integrationsmaßnahmen« benötigen, wie – um nur zwei plastische Beispiele zu nennen – die hier gebürtigen Enkel von in den 1960er Jahren zum Studium nach Deutschland gekommenen iranischen Akademiker*innen oder die Nachkommen deutsch-österreichischer bi-nationaler Ehen (siehe Verband Deutscher Städtestatistiker, 2013).

3 | Vgl. Mannitz/Schneider 2014. Man könnte auch sagen, dass es um das »Sich-herumdrehen« um eine Aufarbeitung der Rolle deutscher Eigendefinitionen in der

Dem entspricht auf der anderen Seite die Gleichsetzung von »anderen Ethnizitäten« mit anderen Nationalitäten – unabhängig von der tatsächlichen Staatsangehörigkeit. Insbesondere in Städten werden »parallelgesellschaftliche Strukturen« beobachtet und beklagt, die eng verbunden sind mit einer Klassifizierung von bestimmten Stadtteilen und Quartieren als »Migrantenviertel« oder ähnliches – in Gegenüberstellung mit »besseren« und »deutschen Vierteln«. Zum o.g. bisherigen Verständnis von »Integration« gehört die Behauptung oder Vermutung von in diesen Vierteln ansässigen klar definierbaren »ethnischen Gruppen«. Gut wiederzufinden ist dies nicht zuletzt in der großen Zahl von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich – sozusagen voraussetzungslos – mit der Integration »der Türken« oder »der Russen« usw. beschäftigen.

Hier einen Überblick zu geben, würde den Rahmen des Artikels sprengen, aber ein ganz gutes Beispiel an der Grenze zwischen Wissenschaft und Politikberatung ist der sehr häufig zitierte und zum Zeitpunkt des Erscheinens auch in den Medien breit rezipierte Bericht »Ungenutzte Potenziale« des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung von 2009 über ihre Auswertung der Mikrozensus-Daten, die 2005 erstmalig auch den »Migrationshintergrund« erfasst hatten. So stellt der Bericht zunächst fest, dass sich »Integration allgemein als ein gegenseitiger Prozess der Angleichung zwischen Menschen mit Migrationshintergrund und der schon ansässigen Bevölkerung beschreiben lässt.« Demnach erfordere dieser Prozess zwar nicht nur den »Integrationswillen der Migranten«, sondern auch »eine Öffnung der Aufnahmegesellschaft«, aber letztlich könne von »erfolgreicher oder gelungener Integration« nur dann gesprochen werden, »wenn Migranten sich in allen Bereichen dem Durchschnitt der Einheimischen annähern« (Woellert u.a. 2009: 9f.). Dazu gehört lt. Bericht ausdrücklich auch die kulturelle Anpassung: »Eine kulturelle Annäherung zwischen Zuwanderern und Einheimischen ist für eine erfolgreiche Integration nicht unbedingt erforderlich, erleichtert sie aber ungemein.« Was immer »kulturelle Annäherung« genau heißen soll, *gemessen* wird sie nur bei der Bevölkerung »mit Migrationshintergrund« – und zwar mit Parametern, die mit »Kultur« eigentlich nicht viel zu tun haben: »Indizien für diese Annäherung kann der Anteil von deutschen Staatsbürgern sein, aber auch der Anteil an Ehen zwischen Menschen deutscher und nichtdeutscher Herkunft.« (Ebd.: 28) In der weiteren Konsequenz der Annahme sowohl »der Einheimischen« als auch »der Migrantengruppen« als klar voneinander abgrenzbare Einheiten erstellt der im Bericht entwickelte »Index zur Messung von Integration (IMI)« eine Rangliste der »Migrantengruppen« und stellt fest: »Mit Abstand am schlechtesten integriert ist die Gruppe mit türkischem Hintergrund.« Und weiter: »Ein Nachteil dieser Gruppe ist ihre Größe: Weil es vor

breiten Akzeptanz der Bevölkerung für den Nationalsozialismus und seine Verbrehen geht.

allem in Städten so viele sind, fällt es ihnen leicht, unter sich zu bleiben. [...] Parallelgesellschaften, die einer Angleichung der Lebensverhältnisse im Wege stehen, sind die Folge.« (Ebd.: 7)

Die Annahme, man könne »die Gesellschaft« und »die Migrantengruppen« soziologisch einigermaßen sinnvoll voneinander abgrenzen und gegenüberstellen, ist schon früh als viel zu statisch und »methodologisch nationalistisch« kritisiert worden (Bommers 2005; Wimmer/Glick Schiller 2002). Gegen die so genannte »Gruppenhypothese« sprechen das hohe Maß an Differenzierung *innerhalb* der so genannten »Migrantengruppen« und der große Einfluss von Kontext- und institutionellen Faktoren auf zentrale »Integrationsergebnisse«, der wiederum zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen für dieselben »Migrantengruppen« in verschiedenen Städten und Ländern führt (vgl. Crul/Schneider 2010: 1255 et passim; Crul/Schneider/Lelie 2012). Diese Unterschiede lassen sich aus der jeweiligen »Gruppe« heraus nicht erklären – genau da- von geht aber der oben aufgezeigte gängige Integrationsbegriff aus.

EINE NEUE DEMOGRAFIE

Das über die vergangenen Jahrzehnte wohl etablierte Verständnis von »Integration« kommt durch die aktuelle demografische Entwicklung zunehmend unter Druck. Obwohl aktuelle Zuwanderungsbewegungen die Debatte stark dominieren – siehe die Sorge um die Sicherung der EU-Außengrenzen »gegen Migration« –, findet die eigentliche »demografische Revolution« woanders statt, nämlich sozusagen »unter dem Radar«. Drei Aspekte charakterisieren diese Entwicklung:

Erstens, in immer mehr Städten und Orten stellen die mit der Kategorie »Migrationshintergrund« bezeichneten Personen die numerische Mehrheit der Bevölkerung. Dies ist z.B. in London und Amsterdam schon seit 2012 der Fall, als erste deutsche Großstadt hat Frankfurt a.M. die 50-Prozent-Schwelle 2016 überschritten. Allerdings ist diese Schwelle vor allem symbolisch und psychologisch interessant. Zum einen kennen alle Großstädte schon seit vielen Jahren Stadtteile, in denen – und sei es nur gefühlt – die Einwohner*innen mit sichtbarem Zuwanderungshintergrund die Mehrheit stellen, sie haben also schon lange mit so genannten »mehrheitlich Minderheiten«-Situationen zu tun. Zum anderen ist – wie oben erwähnt – die Kategorie »Migrationshintergrund« in sich so umfangreich, dass sie praktisch keine Aussage mehr trifft über die hinter der jeweiligen Zahl stehenden sozialen Realitäten.⁴ Wenn in einer Ruhrgebietsstadt

4 | Die Kategorie »Migrationshintergrund« wird in Deutschland allerdings nicht einheitlich verwendet. So erfasst etwa der Mikrozensus, für den diese Kategorie Anfang der 2000er Jahre entwickelt wurde, auch noch die Enkel von Einwanderern und basiert im Wesentlichen auf dem Geburtsort der Eltern oder Großeltern. Die so genannte »MigraPro«-

die Arbeitslosigkeit insgesamt bei z.B. 15 Prozent liegt und davon überdurchschnittlich stark Kinder aus türkischen Einwandererfamilien betroffen sind, dann ist das etwas völlig anderes, als wenn die Ausgangssituation die *de facto*-Vollbeschäftigung des viel höheren Anteils an türkischen Einwandererfamilien in einer Stadt wie Sindelfingen ist. Und natürlich sind die 35 Prozent Kinder und Jugendlichen »mit Migrationshintergrund« in einem wohlhabenden bürgerlichen Stadtteil wie Rotherbaum in Hamburg etwas ganz anderes als derselbe Anteil in einer Kleinstadt irgendwo im strukturschwachen ländlichen Raum. Und trotzdem sind die Zahlen auch jenseits der symbolischen und der psychologischen Ebene interessant, weil sie erst einmal grundsätzlich die Dimension und einige Charakteristika der demografischen Entwicklung illustrieren können. Außerdem erwächst die symbolisch-psychologische Dimension ja aus dem oben beschriebenen Fortbestand von »deutschen« Eigendefinitionen, in denen »der Migrationshintergrund« eine zentrale Rolle als »Anderes« spielt.

Die folgende Tabelle betrachtet die Anteile der Bevölkerung »mit Migrationshintergrund« für einige ausgewählte deutsche Großstädte:

Anteil der Einwohnerinnen und Einwohner mit »Migrationshintergrund« in deutschen Großstädten (Stand: 31.12.2016)

Frankfurt a.M.	51 %
Augsburg	45 %
Nürnberg	45 %
Stuttgart	44 %
München	43 %
Düsseldorf	40 %
Köln	38 %
Hamburg	34 %
Dortmund	31 %*
Hannover	30 %
Berlin	28 %*
Offenbach am Main	61 %
Heilbronn	52 %
Sindelfingen	52 %

Quellen: Statistikstellen und Internet-Seiten der Kommunen; die mit * gekennzeichneten Zahlen sind von Ende 2015.

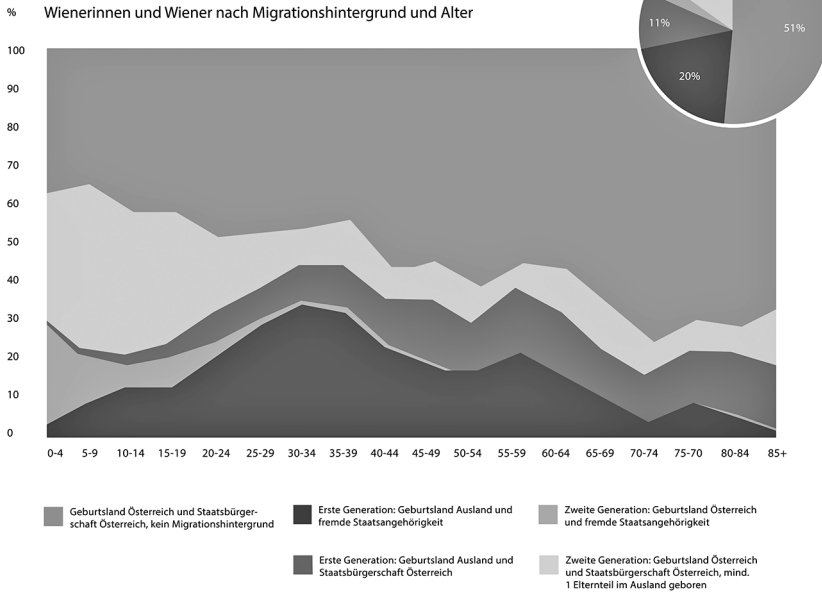
Auswertung leitet den »Migrationshintergrund« dagegen aus aktuellen und früheren Staatsangehörigkeiten ab. Sie ist das heute von Städtestatistikern am häufigsten angewandte Verfahren, weil sie auf der Grundlage der tatsächlichen Meldedaten erfolgen kann. Wieder andere Kriterien verwenden Schulstatistiken, hier kommt insbesondere der (familiären) Herkunftssprache eine wichtige Rolle zu (siehe Verband Deutscher Städtestatistiker, 2013).

Auffällig ist hier insbesondere der große Unterschied zwischen z.B. Städten im Ruhrgebiet oder auch Berlin, Köln und Hamburg, die immer wieder zur Illustration von »Integrationsproblemen« herangezogen werden, und den viel höheren Anteilen in fast ausschließlich süddeutschen Städten, die diesbezüglich in der öffentlichen Wahrnehmung deutlich geringere Image-Probleme haben. Aufgeführt sind am Ende der Tabelle zudem einige mittelgroße Städte zwischen 60 und 130 Tausend Einwohnern, in denen die Entwicklung sogar noch weiter vorangeschritten ist, die aber aufgrund ihrer Größe im öffentlichen Diskurs eine noch geringere Rolle spielen.

Der zweite Aspekt ist, dass *Alter* die wichtigste Variable zur Erklärung der stark ansteigenden Anteile ist: In allen o.g. Städten liegt der Anteil der »Kinder mit Migrationshintergrund« nicht nur weit über der Hälfte, er liegt, insbesondere bei den unter 6-Jährigen, in der Regel bei schon zwei Drittel bis drei Viertel der jeweiligen Altersgruppe. Davon sind die allermeisten bereits in Deutschland geboren und aufgewachsen: Bei den 25- bis 35-jährigen deutschen Staatsbürger*innen »mit Migrationshintergrund« in ganz Deutschland sind es noch 22 Prozent, aber bei den unter 15-jährigen schon 97 Prozent. Selbst wenn wir die Ausländer ohne deutschen Pass in dieser Altersgruppe noch hinzunehmen, liegt der Anteil der in Deutschland Geborenen immer noch bei 87 Prozent (Statistisches Bundesamt (Destatis) 2017: 36; eigene Berechnungen). Das bedeutet, dass zwar die Vielfalt in Form familiärer Einwanderungsgeschichten in deutschen Klassenzimmern erheblich zugenommen hat, der Anteil der tatsächlich *neu* zugewanderten Kinder und Jugendlichen aber immer noch relativ gering ist. Die folgende Grafik setzt dies am Beispiel der Stadt Wien plastisch ins Bild (Quelle: Stadt Wien 2014: 39). Auch wenn die Zahlen von 2012/2013 stammen und Wien insgesamt inzwischen auch eine »mehrheitlich Minderheiten-Stadt« geworden ist, lassen sich beide o.g. Aspekte der demografischen Entwicklung gut erkennen.

Zum einen zeigt der Altersaufbau, dass in 2012/13 schon bei den unter 40-Jährigen mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung einen »Migrationshintergrund« hatte, bei den unter 10-Jährigen sind es schon zwei Drittel. Zum anderen ändert sich bei den jüngeren Jahrgängen die Zusammensetzung der Kategorie: Der Anteil der noch im Ausland geborenen geht stark zurück zugunsten der zweiten Generation.⁵

5 | Das ist natürlich auch die Folge davon, dass Kinder (mit ihren Familien) immer noch sehr viel weniger migrieren als erwachsene junge Männer und Frauen auf der Suche nach beruflichen Perspektiven, Studienplätzen oder Schutz vor Verfolgung bzw. Rekrutierung für den Krieg. Der hohe Anteil an Kindern und Jugendlichen »mit Migrationshintergrund« geht also – ebenso wie in den deutschen Städten – kaum auf aktuelle Zuwanderung zurück.



*Alle Altersgruppen, Quelle: Mikrozensus (MZ) Mitte 2012 bis Mitte 2013, Berechnung ZSI.

Drittens trifft die wachsende migrationsbedingte Vielfalt auf eine generell zunehmende *soziokulturelle* Ausdifferenzierung der Gesellschaft und es kommt zu allen möglichen Überschneidungen zwischen verschiedenen im Alltag relevanten Kriterien – die steigende Zahl bi-nationaler Partnerschaften ist davon nur eine der sichtbarsten und eine der wenigen *messbaren* Ausdrucksformen. Diese nicht nur quantitativ, sondern eben auch qualitativ zunehmende Vielfalt wird seit einigen Jahren mit dem Begriff *super-diversity* beschrieben (Vertovec 2007; Crul/Schneider/Lelie 2013; Crul 2015).

Das bedeutet nicht zuletzt, dass etablierte ethno-nationale »Großkategorien« immer weniger aussagen. Besonders gut sichtbar ist dies in vielen Schulklassen, in denen Beschreibungen wie »türkisch« oder »afghanisch« zwar durchaus verwendet werden, sie aber eine sehr große Bandbreite an möglichen familiären Erfahrungen und Hintergründen umfassen – von den hier gebürtigen Enkeln von Einwanderern aus den sechziger bis achtziger Jahren bis zu Kindern (und Elternteilen), die erst vor kurzem nach Deutschland gekommen sind; manche sprechen schon bei der Einschulung akzentfrei Deutsch (und dafür möglicherweise nur rudimentär Türkisch oder Dari), andere sind praktisch ohne deutsche Sprachkenntnisse in die Klasse gekommen; manche haben kei-

nen Aufenthaltsstatus, andere sind genauso einheimisch und im Stadtteil verwurzelt wie ihre *age peers* ohne familiäre Zuwanderungsgeschichte.⁶

Diejenigen, die bisher als »die deutschen Kinder« oder die Kinder der »Mehrheitsgesellschaft« identifiziert wurden, stellen also immer häufiger – in den westdeutschen und -europäischen Städten sogar in der Regel – gar nicht mehr die Mehrheit, sondern repräsentieren auch nur noch eine »ethnische« Minderheit unter vielen anderen. Damit aber verändert sich sozusagen die »Geschäftsordnung« der Integration: Wie sollen in einem heutigen superdiversen Klassenzimmer explizite oder implizite Parameter wie »kulturelle Angleichung« definiert werden? Diese Frage stellt sich bei weitem nicht mehr nur an Grundschulen in typischen »Migrantenvierteln«, sondern zunehmend auch an Gymnasien und in eher bürgerlichen Vierteln. Vorreiter sind hier vielfach die gentrifizierten innenstadtnahen ehemaligen Arbeiterquartiere, in denen zwar eine Vertreibung ärmerer Bevölkerungsschichten stattgefunden hat, dies aber – entgegen der allgemeinen Erwartung – nicht notwendigerweise zu einem Absinken des Anteils der Bevölkerung »mit Migrationshintergrund« geführt hat.⁷ Diese Viertel sind gerade für die beruflich erfolgreichen neuen Mittelschichten »mit Migrationshintergrund« attraktiv, weil in ihnen ethno-kulturelle Vielfalt selbstverständlich ist und sie daher weniger Nachteile z.B. für ihre Kinder in der Schule befürchten müssen, gleichzeitig aber auch hochwertiger Wohnraum und eine gute Lebensqualität zur Verfügung stehen (vgl. Lang/Schneider 2017: 252ff.). Wie oben erwähnt, steigt auch der Anteil der Schüler*innen »mit Migrationshintergrund«, die aus Haushalten mit überdurchschnittlichen Einkommen und hoher Bildungsorientierung kommen und dank Kindergärten und Eltern, die selbst schon in Deutschland geboren wurden, nicht erst in der Schule anfangen müssen, Deutsch zu lernen.

6 | Nach Ergebnissen der TIES-Studie sind zumindest die Kinder von türkischen, marokkanischen und ehemals »jugoslawischen« Einwandererfamilien in allen untersuchten Städten sogar noch stärker lokal verwurzelt und vernetzt als ihre Altersgenoss*innen ohne familiäre Zuwanderungsgeschichte (Schneider u.a. 2012: 312ff.; Schneider/Crul/Lelie 2015: 87ff.). So liegt z.B. die Verbundenheit von jungen Erwachsenen der alten Mehrheitsgruppe mit der jeweiligen Stadt im Schnitt 20-30 Prozent niedriger als bei den Befragten mit türkischem Hintergrund (für mehr Details zur TIES-Studie siehe unten).

7 | So ist z.B. der Anteil der Bevölkerung »mit Migrationshintergrund« in den stark unter Gentrifizierungsdruck stehenden Hamburger Stadtteilen Ottensen, Sternschanze und St. Pauli zwischen 2010 und 2015 sogar leicht gestiegen (Statistik Nord: Statistik informiert Spezial VII/2011 und I/2016; eigene Auswertungen).

ZUGEHÖRIGKEIT UND DIFFERENZ IN DER SUPERVIELFALT

Die Frage ist nun, in welcher Weise sich die Alltagserfahrung von Superdiversität im Selbstverständnis der gemeinsam groß werdenden Jugendlichen niederschlägt – in einem größeren *diskursiven Setting*, das diese Alltagserfahrung aber so gut wie nicht widerspiegelt. Ein relevanter Faktor dafür sind Freundschaften, also die Frage, ob trotz eines gemeinsamen schulischen Alltags »ethnische« Grenzen eine Rolle spielen oder doch eher in den Hintergrund treten. Das Problem: Es gibt dazu praktisch keine Daten, weil die demografische Entwicklung sehr rasant verläuft und daher erst langsam überhaupt ins Bewusstsein rückt bzw. als relevantes Thema erkannt worden ist. In der TIES-Studie, der bis heute am umfangreichsten ausgewerteten quantitativen Erhebung zur zweiten Generation in Europa⁸, liegen dazu ein paar verwendbare Variablen vor, allerdings war dies auch hier kein zentrales Thema. Außerdem liegt die eigentliche Erhebung inzwischen fast zehn Jahre zurück, sodass die neue super-diverse Qualität etwa von heutigen Schulklassen nicht abgebildet sein kann.

Laut TIES-Daten hängen »interethnische« Freundschaften stark von sozialen Faktoren ab. So gab es in der türkeistämmigen zweiten Generation in der Studie eine Gruppe von Respondent*innen, die tatsächlich über wenige Kontakte nach außerhalb verfügten und sich relativ stark auf ihre »ethnische Herkunft« bezogen. Das traf vor allem auf junge Erwachsene zu, die sich konservativen religiösen Kreisen angeschlossen hatten und den Islam auch politisch interpretiert sehen wollten. Das Konservative in dieser Gruppe zeigte sich auch in den Auffassungen über die Rolle von Frauen und Männern in der Gesellschaft. Innerhalb dieser Gruppe waren in Deutschland zwei Drittel der Meinung, dass Frauen in Führungspositionen keine Macht über Männer ausüben sollten, und drei Viertel fanden, dass Frauen nicht arbeiten sollten, wenn sie kleine Kinder haben. Sie hatten auch eine negativere Haltung gegenüber »den Deutschen« und waren deutlich stärker auf die Türkei orientiert. Gleichzeitig waren sie stark überrepräsentiert in der Gruppe der vorzeitigen Schul-

8 | TIES steht für »The Integration of the Second Generation in Europe« und wurde von Forschungspartnern in acht europäischen Ländern durchgeführt. Der Datensatz umfasst knapp 10.000 Respondent*innen aus fünfzehn Städten, die in Westeuropa geborene Nachkommen aus Familien mit mindestens einem aus der Türkei, Marokko oder dem ehemaligen Jugoslawien zugewanderten Elternteil sind oder einer Vergleichsgruppe ohne familiäre Migrationsgeschichte angehören. Die befragte Altersgruppe waren 18- bis 35-Jährige. Siehe für weitere Details zur Erhebung selbst und den wichtigsten Vergleichsergebnissen in verschiedenen Themenbereichen Crul/Schneider/Lelie 2012 (diese und weitere Publikationen, darunter auch mehrere Länderberichte, sind auf der Projekthomepage www.TIESproject.eu frei zugänglich).

abgänger: Offenkundig gab es einen Zusammenhang zwischen dem Mangel an beruflichen Perspektiven und sozialer Mobilität und der Hinwendung zu einer sehr konservativen Interpretation der eigenen Religion. Das ist auch der Grund dafür, dass diese Gruppe in den verschiedenen Städten der Erhebung sehr unterschiedlich groß war: am kleinsten in Stockholm (6 %) und Zürich (5 %), weil in diesen beiden Städten die Chancen auf gute Bildungsabschlüsse bzw. den Zugang zu gut bezahlter Arbeit besonders gut waren. In Berlin war diese Gruppe dagegen am größten (28 %), und das korrespondierte damit, dass in keiner anderen betrachteten Stadt die Chancen auf gute Bildungsabschlüsse und qualifizierte Jobs so niedrig waren (Schneider/Crul/Lelie 2015: 90). Allerdings handelte es sich auch in Berlin eindeutig um eine Minderheit in der türkischen zweiten Generation.

Auch unter den jungen Leuten *ohne* familiäre Migrationsgeschichte unter den TIES-Respondent*innen gab es eine Gruppe, die sich stark auf sich selbst zurückzog und keinen gemischten Freundeskreis hatte. Ebenso wie die konservativ-religiöse türkische zweite Generation empfanden sie »die Anwesenheit anderer Kulturen« als bedrohlich oder sogar sehr bedrohlich. Im Grunde bilden sie die Rückseite derselben Medaille: Beide Gruppen wollten möglichst getrennt voneinander wohnen und leben – was sich u.a. in der Wahl der Orte zeigte, an denen sie ihre Freizeit verbrachten. Aber auch die Auffassungen über die Gleichheit der Geschlechter waren verblüffend ähnlich: Mehr als die Hälfte derjenigen ohne Migrationshintergrund, die wir als »konservativ-xenophob« bezeichnen können, sprach sich z.B. gegen die Werkstätigkeit von Frauen mit kleinen Kindern aus. Am größten war der Anteil dieser Gruppe in Wien (20 %) und Berlin (18 %) und wieder am kleinsten in Stockholm (6 %) (ebd.: 92).

Allerdings ist die soziale Ausgangslage der beiden Gruppen sehr unterschiedlich: Aus Sicht der eher marginalisierten türkischen zweiten Generation mit niedrigem Bildungsniveau bietet der Rückzug in die »ethnische Nische« ein Zuhausegefühl, das sonst nur uneingeschränkt zur Verfügung steht. Es ist eine Form der »Selbstethnisierung«, die eine *Reaktion* ist. Sie ist daher besonders ausgeprägt bei den im öffentlichen Diskurs häufig als »Abgehängte« benannten Bevölkerungsgruppen: Je niedriger das Bildungsniveau und je niedriger die berufliche Qualifikation sind, desto wahrscheinlicher wird eine religiös-konservative Position eingenommen. Dasselbe gilt für Arbeitslose und nicht werktätige Frauen, weil sie in der Tendenz schlicht weniger Berührungspunkte mit der Gesellschaft außerhalb der »ethnischen Community« haben.

Bei den Konservativ-Xenophoben ohne familiäre Migrationsgeschichte sind diese Positionen dagegen umso verbreiteter, je bürgerlicher und »deutscher« das Viertel ist, in dem sie wohnten und befragt wurden. Es sind also nicht die »Abgehängten«, sondern ganz im Gegenteil diejenigen, die Machtpositionen und den privilegierten Zugang zu einflussreichen Posten zu verteidigen haben. Mit steigendem Bildungsgrad und Einkommen steigt auch die

Wahrscheinlichkeit, dass man in einem – bisher – wenig vielfältigen Viertel wohnt und die Kinder auf eine wenig vielfältige Schule gehen. Das wird sich durch die demografische Entwicklung in den nächsten Jahren stark verändern, aber der soziale Ausschlussmechanismus bleibt natürlich im Zweifelsfall auch unabhängig vom »ethnischen Hintergrund« bestehen. Die Frage ist, ob und wie lange die »ethnische Codierung« von Armut und Wohlstand erhalten bleiben wird.

Aus den genannten Gründen waren es in der TIES-Studie die besser gebildeten jungen Erwachsenen aus Einwandererfamilien, die die am stärksten diversifizierten Freundeskreise hatten. Unter den abgefragten »drei besten Freunden« fanden sich Menschen ohne Migrationshintergrund, aber auch Muslime anderer »ethnischer« Herkunft und Personen mit einem anderen Glauben. In Ausgehvierteln, Einkaufszentren und auf Sportplätzen sieht man inzwischen immer häufiger diese »superdiversen« Konstellationen. Die Mehrheit der Angehörigen der zweiten Generation nannte unter den »drei besten Freunden« auch mindestens einen Freund oder eine Freundin ohne Migrationshintergrund.

In der TIES-Studie waren es die jungen Erwachsenen »ohne Migrationshintergrund«, die vor dem Hintergrund der unvermeidlichen demografischen Entwicklung zur superdiversen Stadt als am meisten segregiert und ihrer »ethnischen Gruppe« verhaftet erschienen. Das galt durchaus nicht nur für diejenigen, die wie oben beschrieben andere Kulturen als Bedrohung sehen und daher in ihrer Grundeinstellung als xenophob bezeichnet werden können. Der weit überwiegende Teil der Angehörigen unserer Vergleichsgruppe »ohne Migrationshintergrund« hatte keinen »ethnisch« diversen Freundeskreis und wohnte am liebsten in Vierteln, in denen »die Deutschen« die klare Mehrheit stellten.

Interessant ist dagegen die kleine Gruppe derjenigen »ohne Migrationshintergrund«, die tatsächlich einen oder gar mehrere »beste Freunde« mit anderem »ethnischen« Hintergrund hatten. Typisch ist bei ihnen vor allem, dass ihre Freunde über dasselbe Bildungsniveau verfügten. Sie haben sich in der Regel auf der weiterführenden Schule und beim Studium kennen gelernt. Auf der anderen Seite spielte zum Beispiel Religiosität keine Rolle: Es war offenkundig kein Hinderungsgrund für diese Freundschaften, dass diejenigen ohne Migrationshintergrund größtenteils nicht religiös waren, ihre Freunde mit »türkischem« Hintergrund dagegen schon.⁹

9 | Es zeigt sich hier die Problematik von quantitativen Befragungen, die bestimmte Kategorien vorgeben und damit die Respondent*innen in ein bestimmtes Antwortschema zwingen müssen. Nach der »ethnischen Herkunft« der drei besten Freunde zu fragen, macht diese Kategorie möglicherweise erst relevant oder zumindest relevanter, als sie es vielleicht im Alltag der Respondent*innen ist. Dasselbe gilt natürlich – wie oben be-

Die Frage ist nun, ob diese Freundschaften auch bedeuten, dass die jungen Menschen ohne Migrationshintergrund auch auf »die türkische Gemeinschaft und Kultur als Ganze« einen anderen Blick haben als diejenigen in Berlin oder Frankfurt, die über keine entsprechenden Kontakte verfügen. Wir haben in der Untersuchung alle Teilnehmer*innen unter anderem nach ihren »warmen« oder eher »kalten« Gefühlen in Bezug auf »die Türken« (und andere »Gruppen«) gefragt. Und tatsächlich: in den niederländischen und französischen Städten war die Zahl der Befragten, die »kalte« bzw. negative Gefühle gegenüber »Türken« äußerten, unter denen *mit* »türkischen Freunden« nur halb so groß, in Berlin und Frankfurt a.M. reduzierte sie sich sogar auf nur ein Achtel. Die Freundschaften zu Personen türkischer Herkunft hatten aber auch Folgen für andere Bereiche im Leben dieser jungen Menschen: Sie gingen zum Beispiel zweimal so häufig aus in Clubs und nutzten Freizeitmöglichkeiten, die auch von Jugendlichen aus Einwandererfamilien frequentiert werden. Als Eltern schickten sie ihre Kinder anderthalbmal häufiger auf gemischte Schulen – trotz der im öffentlichen Diskurs so engen Verbindung von »Migrantanteil« und vorgeblich niedrigerem Leistungsniveau. Sie interpretierten auch das Verhältnis zwischen »Deutschen« und »Türken« positiver und sie fanden viel weniger, dass sich die Beziehung in den letzten Jahren verschlechtert hätte.

Das gilt natürlich nicht nur für Freundschaften zu Menschen mit türkischen familiären Wurzeln, sondern für »interethnische« Beziehungen insgesamt. Aber die direkten sozialen Beziehungen waren in den Daten auch wichtiger als das Wohnumfeld, es reichte nicht, einfach nur in einem »multiethnischen« Viertel zu wohnen. Wenn wir uns zum Beispiel Befragte ohne Migrationshintergrund anschauen, die alle in einem Viertel wohnten, in dem ihrer Einschätzung nach etwa die Hälfte der Bewohner*innen nichtdeutscher Herkunft waren, dann verläuft die Trennlinie hier zwischen denjenigen, die überhaupt interethnische Freundschaften hatten, und den Befragten, die zumindest im engen Freundeskreis nur »Deutsche« hatten. Auch in den gemischten Vierteln sahen Befragte ohne interethnische Freundschaften die »ethnisch« vielfältige Gesellschaft eher als eine Bedrohung – ganz im Gegensatz zu ihren Altersgenoss*innen mit gemischten Freundeskreisen. Und auch

schrieben – auch für Kategorien wie »deutsch« oder »türkisch«, die als Zuschreibungskategorien zwar im Alltagsdiskurs immer noch eine wichtige Rolle spielen, aber immer weniger inhaltlich zu füllen sind. Die Auswahl von möglichen Befragten mit »türkischem Hintergrund« erfolgte in der TIES-Studie ausschließlich nach *demografischen* Kriterien (= mindestens ein Elternteil ist in der Türkei geboren) und erlaubt selbstverständlich keinerlei Vorannahmen über »ethnische« Zugehörigkeitsgefühle usw. So sollte die Verwendung von Beschreibungen wie »türkisch« und auch »ohne Migrationshintergrund« (= beide Elternteile sind in Deutschland, Österreich etc. geboren) in diesem Beitrag in Bezug auf die Ergebnisse der TIES-Studie auch verstanden werden – so schwer es fällt ...

wenn sie zwar einen gemischten Freundeskreis, aber keine »türkischen« Freunde hatten, war die Haltung gegenüber der »türkischen« Bevölkerung als größter ethnischer Minderheit positiver als bei denen ohne Freundschaften außerhalb der eigenen »ethnischen Gruppe«. Freundschaftliche Kontakte scheinen eine Grundhaltung der Offenheit und Toleranz zu fördern, die dann als Prinzip verstanden und verinnerlicht wird und folgerichtig auch Menschen und Gruppen einschließt, zu denen keine solchen Beziehungen bestehen.

Die Unterschiede zwischen denjenigen mit und ohne gemischten Freundeskreis waren am größten in Deutschland und Österreich. Selbst in gemischten Nachbarschaften lässt sich das gewisse »Unbehagen an der Vielfalt« pflegen, aber für diejenigen mit Freundschaftsbeziehungen außerhalb der eigenen »ethnischen Gruppe« verlor dieses Unbehagen an Bedeutung.

IDENTITÄTSFRAGEN

Wir finden Freundschaften zwischen Angehörigen der zweiten Generation und Menschen ohne Migrationshintergrund in fast allen Bildungsschichten, aber sie sind am häufigsten bei den gut Gebildeten und denjenigen in Lohnarbeit. Dies ist insofern naheliegend, als sie beruflich eher miteinander zu tun haben. Außerdem scheint Gleichheit in Bezug auf Bildung und den sozialen Hintergrund eine wichtige Voraussetzung zu sein, während Ähnlichkeit in kulturellen Fragen keine große Rolle zu spielen scheint – zumindest in einem umfassenden oder »ethnisch« gedachten Sinne: Vermutlich spielt es gerade bei jüngeren Leuten schon eine Rolle, ob man die gleiche Musik hört, die gleichen Filme schaut, die gleichen Computerspiele spielt und tendenziell ähnliche Klamotten trägt. Auffällig ist die eher geringe Bedeutung von etablierten »Großkategorien« insbesondere beim Thema Religiosität. So bezeichnete sich auch bei denjenigen in der türkeistämmigen Befragtengruppe, die eine Person »ohne Migrationshintergrund« als *beste Freundin* oder *besten Freund* genannt haben, der mit Abstand größte Teil als religiös und gab an, die eigene religiöse Identität so wichtig zu finden, dass man sich beispielsweise angegriffen fühlt, wenn jemand etwas Negatives über ihre Religion äußert. Demgegenüber steht ein sehr hoher Prozentsatz Personen »ohne Migrationshintergrund«, die sich wiederum als »nicht religiös« erklärt haben, es ist also zu vermuten, dass die Freundschaft nicht von der kulturellen Gemeinsamkeit in dieser zentralen Frage lebt. Allerdings gibt es Sichtweisen auf Religion, die in beide Richtungen Freundschaften zwischen religiösen und nicht-religiösen Menschen erleichtern oder erschweren können. Die türkeistämmigen Befragten mit interethnischen Freundschaften sahen zum Beispiel ihre Religion viel häufiger als reine Privatsache als diejenigen mit besten Freunden, die selbst türkischer Herkunft sind. Und auch die religiöse Alltagspraxis scheint eher pragmatischen

Gesichtspunkten zu folgen: Es wird zwar regelmäßig gebetet, aber nur wenige gehen ebenso regelmäßig in die Moschee.

Dafür gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen Freundschaften und den allgemeinen Zugehörigkeitsgefühlen: Von den Befragten der türkischstämmigen zweiten Generation mit »Deutschen« unter den besten Freunden in Berlin sagten 54 Prozent, dass sie sich »stark« oder »sehr stark deutsch« fühlten und nur 10 Prozent fühlten sich »schwach« oder »überhaupt nicht deutsch«. Bei denjenigen, die unter den drei besten Freunden oder Freundinnen nur Personen mit türkischem Hintergrund hatten, war es nur jede/r Dritte, die/der sich »stark« oder »sehr stark deutsch« fühlte, während diejenigen mit »schwachen« bis gar keinen deutschen Zugehörigkeitsgefühlen immerhin gut ein Viertel ausmachten (ebd.: 98).

Interessanterweise läuft die starke Identifikation mit dem Deutschsein in der Regel parallel zu einem gleichzeitigen starken Gefühl von Türkischsein. Aus Sicht der Identitätstheorie ist das nicht überraschend: Zugehörigkeitsgefühle sind eben – ebenso wie Sprachkenntnisse – kein Nullsummen-Spiel, sondern können sich im individuellen Identitätsgefüge ergänzen. Eine starke Identität hat nicht, wer sich ein für alle Mal für eine Zugehörigkeit entschieden hat, sondern wer sich in einer großen Bandbreite von Situationen und Konstellationen flexibel, aber sozial akzeptiert als zugehörig zuordnen kann (Schneider 2001: 37). Ein ganz ähnliches Bild sehen wir in den anderen europäischen Städten, allerdings führte das deutlich höhere Maß an sozialer Mobilität in der zweiten Generation vor allem in Stockholm und Paris auch zu einer höheren Intensität an »interethnischen« Beziehungen und Kontakten in den beiden Städten.

GENERATION MIX?

Wenn wir die Freundschaftsbeziehungen der Respondent*innen der TIES-Studie zusammennehmen, dann hat selbst in dieser Altersgruppe bereits ungefähr die Hälfte regelmäßig »ethnische Grenzlinien« überschritten. Mit der demografischen Entwicklung in den heutigen unteren Alterskohorten in den meisten europäischen Großstädten steigt auch für Jugendliche ohne familiäre Migrationsgeschichte die statistische Wahrscheinlichkeit »interethnisch« Begegnungen im Alltag und damit, über vermeintliche Grenzen hinaus Freundschaften zu schließen. Diese Jugendlichen weben ein feines Netz durch ihre Stadt, das alle möglichen »ethnischen Gruppen« verbindet. Dieses Netz von Beziehungen beeinflusst auch die Art und Weise, wie die jungen Menschen die Vielfalt in der Gesellschaft erleben und sich mit ihr identifizieren bzw. wie sie sich selbst in ihr positionieren. Einen ethnisch gemischten Freundeskreis zu haben, ist für sie selbstverständlich – so sehr, dass es eigentlich gar

kein Thema ist und die Frage danach vielfach auf Befremden oder gar Ablehnung stößt. Die *Generation Mix* eignet sich die Stadt an, ohne die mentalen und diskursiven Grenzen zwischen vorgeblichen »ethnischen Gruppen« zu akzeptieren. Gleichzeitig ist innerhalb der vielen grundsätzlichen Gemeinsamkeiten ebenfalls selbstverständlich, dass es Unterschiedlichkeiten gibt, diese müssen aber nicht bewertet oder gar abgewertet werden. Sie sind einfach da und das Leben wird nicht einfacher, wenn man damit ein Problem hat.

In einem schon zum Klassiker avancierten Cartoon von TOM wird ein junger Mann mit schwarzer Hautfarbe von einem Passanten aufgefordert: »Geh' gefälligst dahin, wo du herkommst!«. Die verwunderte Antwort des jungen Mannes, der so schnell gar nicht den rassistischen Hintergrund der Frage erfasst oder ihm keinen diskursiven Raum geben möchte: »Was soll ich in Dortmund?« Die Obsession mit der Herkunftsfrage, sobald jemand ein Äußeres, einen Sprachakzent oder einen Namen hat, der »nichtdeutsch« konnotiert ist, ist ein Dauerbrenner in Texten und Kabarettsketchen von Angehörigen der zweiten Generation. Kaum etwas gilt als so charakteristisch dafür, dass »die Deutschen« das mit der Einwanderungsgesellschaft noch nicht richtig verstanden haben, wie die nur scheinbar so harmlose Frage »Wo kommst Du her?« (Vgl. Sezgin 2011) In Europa ist es für die zweite und selbst für die dritte Generation noch immer alles andere als selbstverständlich, die Selbstzuschreibung als Deutsche, Franzosen oder Niederländer für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Die Alltagswirklichkeit steht regelmäßig im Widerspruch zu einer diskursiven Wirklichkeit, in der nationale Identität und »ethnische« Identität sich nur für diejenigen mit »deutscher Abstammung« nicht als gegenseitig ausschließend gegenüberstehen.

Auch viele wissenschaftliche Untersuchungen befragen die Menschen auf diese grob gegenüberstellende Weise: »Fühlen Sie sich eher türkisch oder eher deutsch?«. In Wahrheit sind dies zwei verschiedene Fragen und wie in den USA fühlt sich die zweite Generation in Europa am wohlsten, wenn sie ihre Identifikation mit dem Land mit der ethnischen Identität verbinden kann.

Die Kinder der Einwanderer in den Großstädten sind heute mental und sozial am besten ausgestattet und eingestellt auf das Leben in einer zunehmend vielfältiger werdenden Gesellschaft. Sie sind von klein auf daran gewöhnt, zwischen dem familiären und dem schulischen Kontext hin und her zu »switchen« und fortdauernd ethnische Grenzen zu überschreiten oder gar nicht erst zum Zuge kommen zu lassen. Die überwiegende Mehrheit der zweiten Generation in unserer Befragung bewegt sich in multiethnischen Freundschaftsverbänden – und dazu gehören selbstverständlich auch Freundinnen und Freunde aus Familien *ohne* Migrationsgeschichte. Wenn auch nur angedeutet, zeigen die TIES-Ergebnisse, dass vor allem, wenn die Menschen *nicht* durch Freundes-Netzwerke miteinander verbunden sind, Raum für gegenseitige Skepsis oder gar ein Klima der Angst entstehen kann.

Auch für die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum (2012) ist *Civic Friendship* eines der wichtigsten Werkzeuge in der Gesellschaft, um die Rigidität von ethnischen Grenzen aufzubrechen. Interethnische Freundschaften lehren uns, so Nussbaum, die Welt von einem anderen Standpunkt aus zu sehen. Oder wie es der indische Soziologe Rajni Kothari schon kurz nach dem Ende des Kalten Krieges formuliert hatte: Die Herausforderung der modernen multiethnischen Gesellschaft liegt in der Entdeckung von Gemeinsamkeit in der Anerkennung von Unterschiedlichkeit (Kothari 1989: 20f.). Die große Frage wird sein, wie die super-diversen Klassenzimmer, Fußballmannschaften und Freundeskreise mittel- und langfristig mit der Diskrepanz zwischen Alltagserfahrung und öffentlichem Diskurs umgehen werden. In den Analysen des Brexit-Votums in Großbritannien ist meines Wissens erstmals bei einem solchen Ereignis die generationale Dimension thematisiert worden, weil die jüngeren Alterskohorten weit überwiegend gegen den Brexit gestimmt haben, es aber ja vor allem um *ihre* Zukunft in Europa geht. In Bezug zum Beispiel auf die Wählerschaft rechtspopulistischer Parteien oder die Skepsis gegenüber der Fluchtbewegung nach Europa oder die Attraktivität superdiverser Stadtteile als Lebensmittelpunkt liegen solche Analysen und Erkenntnisse noch nicht vor.

LITERATUR

- Bommes, Michael 2005: »Transnationalism or Assimilation?«, in: *JSSE – Journal of Social Science Education* 1, www.jsse.org/index.php/jsse/article/view/977/880 (zugegriffen am 10.4.2015).
- Crul, Maurice 2015: »Super-Diversity vs. Assimilation: how Complex Diversity in Majority–Minority Cities Challenges the Assumptions of Assimilation«, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 0/0, 1-15.
- Crul, Maurice und Jens Schneider 2010: »Comparative Integration Context Theory: Participation and Belonging in New Diverse European Cities«, in: *Ethnic and Racial Studies* 33/7, 1249-1268.
- Crul, Maurice, Jens Schneider und Frans Lelie (Hg.) 2012: »The European Second Generation Compared. Does the Integration Context Matter?«, in: *IMISCOE Research*, Amsterdam.
- 2013: *Super-Diversity. A New Perspective on Integration*. Amsterdam.
- Forsythe, Diana 1989: »German Identity and the Problem of History«, in: Tonkin, Elizabeth, Malcolm Chapman und Maryon McDonald (Hg.): *History and Ethnicity*, ASA Monographs 27. London, New York, 137-156.
- Kothari, Rajni 1989: »Ethnicity«, in: David, Kumar und Santasilan Kadirgamar (Hg.): *Ethnicity: Identity, Conflict and Crisis*, Hong Kong, 15-44.
- Lang, Christine und Jens Schneider 2017: »Von Kreuzberg nach Tempelhof: Räumliche und soziale Mobilität bei Nachkommen von Eingewanderten

- aus der Türkei in Berlin«, in: Geisen, Thomas, Christine Riegel und Erol Yıldız (Hg.): *Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten*. Wiesbaden, 237-258.
- Mannitz, Sabine und Jens Schneider 2014: »Vom ›Ausländer‹ zum ›Migrationshintergrund‹: Die Modernisierung des deutschen Integrationsdiskurses und seine neuen Verwerfungen«, in: Nieswand, Boris und Heike Drotbohm (Hg.): *Kultur, Gesellschaft, Migration: Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden 69-96.
- Nussbaum, Martha Craven 2012: *The New Religious Intolerance: Overcoming the Politics of Fear in an Anxious Age*. Cambridge.
- Schneider, Jens 2001: *Deutsch sein: das Eigene, das Fremde und die Vergangenheit im Selbstbild des vereinten Deutschland*. Frankfurt a.M., New York.
- 2003: »Normal deutsch? Die NS-Vergangenheit im Selbstverständnis als Deutsche nach 1989«, in: Kirsch, Frank-Michael und Birgitta Almgren (Hg.): *Sprache und Politik im skandinavischen und deutschen Kontext: 1933-1945*; Schriften des Centers für Deutsch-Dänischen Kulturtransfer 5. Aalborg, 263-285.
- 2007: »Boundaries of Self and Others: National Identity in Brazil and Germany«, in: *Lateinamerika Analysen* 16/1, 3-24.
- Schneider, Jens, Maurice Crul und Frans Lelie 2015: *Generation Mix: die superdiverse Zukunft unserer Städte – und was wir daraus machen*. Münster.
- Schneider, Jens u.a. (2012): »Identities: Urban Belonging and Intercultural Relations«, in: Crul, Maurice, Jens Schneider und Frans Lelie (Hg.): *The European Second Generation Compared: Does the Integration Context Matter?*, IMISCOE Research. Amsterdam, 277-332.
- Sezgin, Hilal 2011: *Manifest der Vielen: Deutschland erfindet sich neu*. Berlin.
- Stadt Wien, MA 17 – Integration und Diversität (Hg.) 2014: 3. *Wiener Integrations- & Diversitätsmonitor 2011-2013*. Wien: MA 17.
- Statistisches Bundesamt (Destatis) 2017: *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit: Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2015 –*, Fachserie 1, Reihe 2.2. Wiesbaden. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf?__blob=publicationFile.
- Toprak, Ahmet 2010: *Integrationsunwillige Muslime? Ein Milieubericht*. Freiburg i.Br.
- Verband Deutscher Städtestatistiker (Hg.) 2013: *Migrationshintergrund in der Statistik: Definition, Erfassung und Vergleichbarkeit*, Materialien zur Bevölkerungsstatistik 2. Köln.
- Vertovec, Steven 2007: »Super-Diversity and its Implications«, in: *Ethnic and Racial Studies* 30/6, 1024-1054 (zugegriffen am 10.11.2015).

- Wimmer, Andreas und Nina Glick Schiller 2002: »Methodological Nationalism and Beyond: Nation-State Building, Migration and the Social Sciences«, in: *Global Networks* 2/4, 301-334 (zugegriffen am 10.4.2015).
- Woellert, Franziska u.a. 2009: *Ungenutzte Potenziale: zur Lage der Integration in Deutschland*. Berlin: Stiftung Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.